

Fudith Lennox

Der einzige Brief

ROMAN

PIPER



Judith Lennox

Der einzige Brief

ROMAN

PIPER



MEHR ZUM AUTOR

KLICKEN SIE HIER FÜR

+ MEHR BÜCHER

+ MEHR TRAILER

+ MEHR LESEPROBEN

+ MEHR INFORMATIONEN

Mehr Informationen unter www.piper.de
auf Facebook und Twitter

*Mehr über unsere Autoren und Bücher:
www.piper.de*

Für meine Schwiegertochter Lizzie

Übersetzung aus dem Englischen von Mechtild Sandberg

ISBN 978-3-492-95338-2

September 2016

© Judith Lennox 2006

Titel der englischen Originalausgabe:

»A Step in the Dark« Headline Review, London 2006

© der deutschsprachigen Ausgabe:

Piper Verlag GmbH, München/Berlin 2007

Umschlaggestaltung: Mediabureau Patrizia di Stefano

Umschlagabbildung: Ilina Simeonova / Trevillion Images (Frau); Paula Moss /
Getty Images (Hintergrund)

Datenkonvertierung E-Book: CPI books GmbH, Leck

Sämtliche Inhalte dieses E-Books sind urheberrechtlich geschützt. Der Käufer erwirbt lediglich eine Lizenz für den persönlichen Gebrauch auf eigenen Endgeräten. Urheberrechtsverstöße schaden den Autoren und ihren Werken. Die Weiterverbreitung, Vervielfältigung oder öffentliche Wiedergabe ist ausdrücklich untersagt und kann zivil- und/oder strafrechtliche Folgen haben.

Teil 1

Bess Ravenhart

1914-1919

1

AUF DEM SCHIFF, das sich immer weiter von Indien entfernte, dachte Bess Ravenhart an ihren Sohn.

An das hellblonde Haar, das zahnlose Babylächeln, die drallen kleinen Hände, wenn sie nach einem Blatt oder einer Nuss griffen, um sie ihr zu bringen. An sein glucksendes Lachen, wenn die Nuss zu Boden fiel und sie ihn in die Arme nahm und küsste.

Während sie zum tiefblauen Wasser des Indischen Ozeans hinausblickte, musste sie plötzlich daran denken, dass ihre Ehe mit einem Lachen begonnen und mit einem Lachen geendet hatte. »Ich hörte dein Lachen und habe mich nach dir umgeschaut«, hatte Jack Ravenhart einmal zu ihr gesagt. »Und als ich dich sah, wusste ich, dass ich dich heiraten würde.«

Sie hatten sich an einem indigoblauen Abend kennengelernt. Die Markthalle in Shimla war hell erleuchtet und voller Menschen, und in der Nachtluft hing der Geruch von Gewürzen und Holzfeuern. Bess war während einer Geschäftsreise ihres verwitweten Vaters bei Freunden in der Stadt zu Besuch. Ganz Shimla traf sich abends in der Markthalle. Es wurden heimliche Verabredungen getroffen, Streitigkeiten angezettelt oder

beigelegt, Liebesabenteuer mit einem kurzen Blick begonnen.

Bess konnte sich später nicht erinnern, warum sie gelacht hatte. Aber sie erinnerte sich ihr Leben lang an den Moment, als sie den hochgewachsenen, gut aussehenden Jack Ravenhart das erste Mal sah. Im Sattel eines tänzelnden schwarzen Pferds auf der anderen Seite der Markthalle. Sie nahm das Blitzen von Sporen und Uniformknöpfen wahr und seinen Blick, als sie vorüberging, und ihr Lachen wurde ein wenig gezwungen. In seinen Augen erkannte sie den Ausdruck, der ihr bald so vertraut wurde, eine Mischung aus Begierde, Entzücken und Verwegenheit.

Sie heirateten drei Monate später. Jack ließ keine Einwände gelten. Er wollte sie haben, und er bekam immer, was er wollte. Bess war achtzehn, als sie Jack Ravenharts Frau und die Schwiegertochter von Fenton und Cora Ravenhart wurde. Sie und Jack lebten in einem geräumigen, ebenerdigen Bungalow in Shimla mit großer Dienerschaft und einem Stall voller Polo-Ponys und Jagdpferde.

Ein Jahr später wurde ihr Sohn Frazer geboren. An ihrem Lebensstil änderte sich dadurch kaum etwas. Ein Kindermädchen versorgte Frazer, während Bess und Jack weiterhin Kostümfeste und Bälle besuchten, an Picknicks teilnahmen, auf die Jagd gingen und zu den Pferderennen. Trotzdem hatte sich etwas verändert, Bess wusste es, aber sie behielt es für sich. Wenn sie sich für den Abend ankleidete, nahm sie sich ein paar Augenblicke, um ihr schlafendes Kind zu betrachten, gerührt von der weichen Rundung der Wange und den pummeligen kleinen Händen, bis Jack sie dort wegholte und mit sich aus dem Haus zog,

während sie noch ihre Handschuhe knöpfte oder eine letzte Nadel ins Haar schob.

Die Ehe mit Jack Ravenhart war ein Abenteuer, und sie genoss es. Keine Herausforderung war ihm zu groß; er liebte die Spannung und suchte die Gefahr. Ausgelassen und unbeschwert tanzten sie durch die zwei Jahre ihrer Ehe. Sie stachelten einander an; in Jack hatte sie einen Partner gefunden, dessen Lebenshunger so groß war wie ihr eigener. Sie waren vom selben Schlag, sie lebten den Augenblick, ohne sich um die Zukunft zu sorgen.

Die Tage der Unbeschwertheit fanden mit seinem Tod ein jähes Ende. Es war früh am Morgen, noch nicht richtig hell, und sie ritten in den Hügeln oberhalb von Shimla. Er forderte sie zu einem Rennen heraus, aber eine plötzliche Furcht, eine böse Ahnung – der unbekannte steinige Weg, der Nebel, der sich in den Kiefern verfing – trieben sie dazu, ihn zurückzuhalten. »Nein, Jack!«

Ihr Schrei hing noch in der Luft, als er seinem Pferd die Sporen gab und den schmalen Pfad hinuntergaloppierte. Das Letzte, was sie hörte, bevor das Pferd ihn abwarf, waren trommelnder Hufschlag und, aus der Ferne, sein unbekümmertes Lachen.

Ein abgebrochener Ast quer über dem Weg, sagten sie ihr, und der Nebel, der den Rand einer abschüssigen Böschung verbarg. Jack Ravenhart hatte sich bei dem Sturz das Genick gebrochen. Der endlose Reigen rauschender Feste und aufregender Unternehmungen, der ihr Leben in Shimla gewesen war, hatte ein schreckliches Ende gefunden.

Mit Jacks Tod verlor es alle Farbe. Nachts, wenn sie allein im Bett lag, war ihr, als hörte sie immer noch sein Lachen.

»Was haben Sie jetzt vor?«, fragte Cora Ravenhart, Jacks Mutter, am Tag nach der Beerdigung.

Sie hatte Bess in dem Haus aufgesucht, das diese mit Jack zusammen bewohnt hatte, eine große, imposante Person mit wogendem Busen und eng geschnürter Taille. Das Schwarz ihrer Kleidung betonte die Blässe ihres vom Schmerz gezeichneten Gesichts.

»Ich dachte ...«, begann Bess und sprach nicht weiter, als sie die Fallen hinter der Frage erkannte.

Cora Ravenhart setzte sich nicht. Sie ging unablässig im Zimmer umher und berührte hier eine Vase, dort einen Vorhang oder einen Paravent mit Holzschnitzereien. »Hier werden Sie leider nicht bleiben können, Elizabeth. Jack hat seine Angelegenheiten nicht gerade wohlgeordnet hinterlassen. Es sind hohe Schulden da. Die Kosten für den Haushalt – seine persönlichen Ausgaben ...« Coras Blick blieb einen Moment geringschätzig an Bess haften, als sie hinzufügte: »Das Leben, das Sie und Jack geführt haben – Sie haben über Ihre Verhältnisse gelebt.«

»Das wusste ich nicht«, murmelte Bess.

»Ach nein? Das Einkommen eines Kavallerieoffiziers ist bescheiden. Niemals hätten Sie ein solches Leben führen können, wenn wir Jack nicht unter die Arme gegriffen hätten – und zwar sehr kräftig. Dieses Haus –«

»Unser Haus?«

»Es gehört natürlich Fenton.« Fenton Ravenhart, Jacks Vater, war so kalt und unzugänglich, wie sein Sohn herzlich und offen gewesen war.

Cora blieb stehen, als ihr Blick auf die Fotografie von Jack fiel, die auf dem Klavier stand. Als sie wieder zu sprechen begann, war ihre Stimme noch härter als zuvor. »Alles hier gehört Fenton. Sie haben nichts. Und kein

Mensch kann verlangen, dass wir jetzt zwei Haushalte finanzieren. Die Ausgaben –«

»Sind Sie hergekommen«, unterbrach Bess heftig, »um mir mitzuteilen, dass Frazer und ich jetzt bei Ihnen leben müssen?«

Cora Ravenhart lachte. »Das würde wohl kaum gut gehen, meinen Sie nicht auch, Elizabeth? Lassen Sie mich offen sein: Ich glaube nicht, dass das uns oder Ihnen passen würde.«

Die Abneigung in Cora Ravenharts Blick, zu Jacks Lebzeiten stets sorgfältig versteckt, kam jetzt offen zum Vorschein. »Ich nahm an«, fuhr Cora Ravenhart fort, »Sie würden zu Ihrem Vater zurückkehren. Er würde Sie doch sicher aufnehmen?«

»Ja... ich weiß nicht ...« Es war fast zwei Jahre her, dass sie ihren Vater das letzte Mal gesehen hatte. Joe Cadogan war ein Getriebener und ein Träumer, immer auf der Jagd nach dem einmaligen Unternehmen, mit dem er endlich sein Glück machen würde. Er war kurz nach Bess' Heirat in das Land seiner Herkunft zurückgekehrt.

»Mein Vater lebt jetzt in England«, sagte sie.

Ihre Schwiegermutter schaute zum Fenster hinaus, eine schwarze Silhouette vor dem flirrenden Blaugrün des Gartens. »Bitte halten Sie mich nicht für kleinlich, Elizabeth. Trotz aller Differenzen zwischen uns, Sie waren Jacks Frau. Ich bin hier, um Ihnen Hilfe anzubieten. Ich werde Ihre Passage nach England bezahlen, und ich werde mich um Frazer kümmern, bis Sie ihn nachkommen lassen können.«

Ich werde mich um Frazer kümmern. Bess schluckte ihre erste zornige Erwiderung hinunter und erwiderte kühl: »Danke, aber ich nehme Frazer natürlich mit.«

Cora Ravenhart setzte sich. »Wissen Sie, wo Ihr Vater lebt?«

»Selbstverständlich.« Aber plötzlich war Bess unsicher. Sie hatte seit Monaten, vielleicht sogar seit einem halben Jahr nichts mehr von ihrem Vater gehört. Sie hatte ihm in das Hotel geschrieben, in dem er wohnte, und ihm Jacks Tod mitgeteilt, aber bisher keine Antwort auf ihr Schreiben erhalten.

»Wissen Sie überhaupt, ob er in Verhältnissen lebt, die einem Kind angemessen sind? Nein? Das dachte ich mir.« Cora Ravenhart lächelte mit schmalem Mund. »Ich habe gehört, er hätte Indien unter - nun, sagen wir, unter etwas dubiosen Umständen verlassen.« Cora Ravenhart senkte bedeutungsvoll die Stimme. »Er hatte Spielschulden, nicht wahr?«

Bess hatte Mühe, ihren aufsteigenden Zorn im Zaum zu halten.

»Ich möchte nur das Beste für Jacks Sohn«, fuhr Cora Ravenhart fort. »Wie Sie sicher auch. Deshalb schlage ich vor, Frazer bleibt hier, und Sie reisen erst einmal allein nach England, um alles vorzubereiten. Wir haben schon seit einiger Zeit vor, Sheldon, den älteren Bruder meines Mannes, in Schottland zu besuchen. Es ist alles veranlasst - wir reisen im nächsten April und bleiben den Sommer über dort, wenn alles klappt. Da können wir Frazer mitnehmen. Bis dahin sollten Sie eine passende Wohnung gefunden haben, um ein Kind großzuziehen. In der Zwischenzeit werde ich regelmäßig schreiben und Sie über seine Entwicklung auf dem Laufenden halten. Das ist sicher die beste Regelung.«

»Aber ich kann ihn doch nicht einfach hierlassen!«, rief Bess. »Er ist alles, was ich noch habe.«

»Frazer ist ein zartes Kind«, sagte Cora Ravenhart kalt und mitleidlos. »Seine Gesundheit könnte bleibenden Schaden nehmen, wenn Sie ihn jetzt mitnehmen und in irgendeiner feuchten, zugigen Wohnung in England unterbrächten. Außerdem wird die Trennung ja nicht länger als ein paar Monate dauern. Sie dürfen nicht an sich denken, Elizabeth. Sie müssen an Frazer denken, daran, was das Beste für ihn ist. Das ist im Moment das Wichtigste.«

Indien war kaum noch zu sehen, doch Bess blieb an Deck des P&O-Passagierdampfers sitzen und blickte unverwandt zu dem schmalen anthrazitgrauen Küstenstreifen zurück. Zum ersten Mal verließ sie Indien, das Land, in dem sie geboren und aufgewachsen war, und unwillkürlich musste sie an die Pferderennen in Annandale denken, dampfender Pferdeatem in der Luft, hohe Kiefern und Himalaya-Zedern, schwarz vor einem perlweißen Himmel. Sie dachte an Feste zu Hause, an die atemlose Spannung bei den Séancen und das schrille kindische Gekicher bei den Pfänderspielen. Sie dachte an die Kartenspiele bis in die frühen Morgenstunden im blauen Dunst des Zigarettenqualms rund um den grün bespannten Tisch, in dessen Mitte ein zerknitterter Haufen Fünfzig-Rupie-Scheine lag. Sie erinnerte sich an das Pink und Gelb der seidenen Kleider der Frauen, an das tiefe Violett und das Orange von Hibiskus und Bougainvillea, an das Gold der Sonne auf den weißen Gipfeln des Himalaya. Und sie dachte an Frazer, wie sie ihn das erste Mal auf dem Arm gehalten und in sein faltiges kleines Gesicht und die blauen Augen hinuntergeblickt hatte, so verschwommen noch und doch so wissend.

Ein Ehepaar namens Williamson, dem auffiel, dass sie Schwarz trug und ganz allein reiste, hatte sich ihrer angenommen. Mrs. Williamson war gutmütig, etwas zerfahren und unordentlich und sprach schnell und atemlos, ohne ihre Sätze zu vollenden. »Dieser Krieg – einfach schrecklich – die armen jungen Männer ...«, sagte sie kopfschüttelnd, und Bess fiel ein, dass auf der anderen Seite der Welt ein Krieg ausgebrochen war. Was für sie allerdings ohne Bedeutung war. Alle sagten, er würde spätestens Weihnachten vorbei sein.

Mrs. Williamson erzählte ihr von ihrem Sohn, der in einem Ausbildungslager in England stationiert war, und von ihren beiden verheirateten Töchtern, von denen eine in Indien lebte, die andere in Edinburgh, wo die Williamsons zu Hause waren. Sie zeigte Bess Fotografien ernst blickender Enkel in Spitzenkleidchen und Matrosenanzügen. Abends spielten Bess und die Williamsons um Penny-Einsätze Whist und Pikett – außer natürlich an den Sonntagen. Sonntags wurde an Bord nicht Karten gespielt. Man tanzte oder las einen Roman, oder man *lächelte* vielleicht sogar, dachte Bess verzweifelt. Die Sonntage zogen sich in endloser, kribbelnder Langeweile hin, es gab nichts, was es leichter gemacht hätte, die Eintönigkeit des endlosen Ozeans oder die glühende Hitze des Roten Meers zu ertragen.

In Port Said, wo das Schiff angelegt hatte, um Kohle aufzunehmen, kamen Soldaten an Bord. Die weniger Schüchternen unterhielten sich mit Bess, wenn sie unter einer Markise, die sie vor der Sonnenglut schützte, an Deck saß. Die Knöpfe und Schulterstreifen ihrer Uniformen blitzten wie Gold; wenn sie mit ihnen sprach, musste sie die Augen mit der Hand beschatten, um sie vor dem grellen Glanz und dem auf dem Wasser gleißenden Licht zu

schützen. Sie zwirbelten mit den Fingern ihre Bärtchen, während sie sie mit Blicken beinahe verschlangen. Wenn sie wollte, sagte sie sich, könnte sie einen neuen Ehemann finden, noch bevor das Schiff in Southampton einlief.

Abends, wenn sie in ihrer Kabine allein war, holte sie die Dinge heraus, die ihr am teuersten waren, und legte sie auf dem schmalen Bett aus. Ihre Kaschmirtücher mit den wirbelnden Mustern in Blau, Ocker und Rost, den betörenden Farben Indiens; die Halsketten, Armbänder und Broschen, die Jack ihr zu Geburtstagen und anderen Anlässen geschenkt hatte; Fotografien von Jack und Frazer sowie ein Jäckchen, das sie ihrem kleinen Sohn selbst gestrickt hatte. Das Gesicht in das Jäckchen gedrückt, atmete sie mit geschlossenen Augen den Babyduft, der noch in der Wolle eingeschlossen war.

Wenn sie auf dem Bett saß und die Fotografien betrachtete, sagte sie sich, dass ihre Schwiegermutter sie nur gezwungen hatte, der Realität ins Auge zu sehen. Sie musste diese vorübergehende Trennung Frazer zuliebe ertragen. In einer Woche würde sie in England sein. Sie würde das Hotel aufsuchen, in dem ihr Vater wohnte, und er würde ihr bei der Suche nach einem Haus, das sie mieten konnte, helfen. Dann würde sie Mrs. Ravenhart schreiben und sie bitten, Frazer unverzüglich nach England zu bringen. Vielleicht würde ihr auch ihr Vater die Reise nach Indien finanzieren, und sie würde noch einmal zurückkehren und ihr Kind selbst holen.

Trotzdem hielt das Gefühl des Unbehagens, das sie quälte, seit sie Cora Ravenharts Angebot, sich um Frazer zu kümmern, angenommen hatte, an. Sie wusste, wie sehr Cora Jack, ihr einziges Kind, geliebt hatte. Wenn sie beisammen gewesen waren, hatte sie ihn keinen Moment aus den Augen gelassen. Sie erinnerte sich, wie sie immer

neben sich aufs Sofa geklopft hatte, um Jack aufzufordern, sich zu ihr zu setzen; wie milde sie jedes Mal geworden war, wenn er da war, wie sie ihn angelächelt hatte, nur ihn.

Das Schiff legte in Southampton an. Aus den Kaminen stiegen Dampf Wolken auf, Träger hasteten mit Bergen von Gepäck auf ihren Karren vom Schiff zum Zug. Es war November, der Himmel war grau und wolkenverhangen. Als sie das Schiff verließ, zögerte sie am Ende der Gangway plötzlich, den Fuß auf festes Land zu setzen. Ein Schritt ins Unbekannte, dachte sie; der erste Schritt in ein fremdes Land, in ein neues Leben.

Am Bahnhof Waterloo trennte sie sich unter Umarmungen, guten Wünschen und mit dem Versprechen, in Kontakt zu bleiben, von ihren Schiffsfreunden, den Williamsons, und nahm ein Taxi. Neugierig schaute sie durch das Fenster in die Londoner Straßen hinaus und versuchte, all das Neue in sich aufzunehmen, während ihr Blick bald hierhin, bald dorthin flog. So viele Automobile und Straßenbahnen, so viele Menschen. Obwohl es erst später Nachmittag war, begann es schon dämmerig zu werden. Die kahlen Äste der Bäume hoben sich aus einem orange-grauen Nebel, und in der feuchten, dunstigen Luft hing eine Vielfalt fremder Gerüche. Als das Taxi um eine Straßenecke bog, lichtete sich der Nebel einen Moment, und Bess konnte das schwarz glänzende Wasser der Themse erkennen. Sie hörte Nebelhörner und die Rufe von Straßenhändlern. Es war kalt, viel, viel kälter als an den Abenden in Shimla. Die feuchte Kälte kroch durch ihren dünnen Mantel und ihre Baumwollhandschuhe. Ich bin in London, dachte sie mit plötzlich aufflammender Erregung. Ich bin in London, der Stadt des Reichtums und der Macht, der großartigsten Stadt Europas.

Vor dem Hotel ihres Vaters angekommen, musste sie erst die fremden Münzen sortieren, um den Taxifahrer bezahlen zu können. Das Hotelfoyer war beeindruckend. Palmen standen in großen Messingtöpfen auf dem blanken Marmorboden, goldgerahmte Spiegel warfen das Licht der Lüster zurück. Frauen in perlenbestickten Abendkleidern mit Federboas um die Schultern kamen die Treppe herunter; hinter einer offenen Tür sah Bess flüchtig Männer in tiefen Klubsesseln sitzen. Sie rauchten und lasen ihre Zeitungen und befahlen den Kellner mit einem Fingerschnalzen zu sich.

Am Empfang fragte sie nach der Zimmernummer ihres Vaters. Der Angestellte beugte sich über ein großes, in Leder gebundenes Buch. Dann sah er auf und schüttelte den Kopf.

»Es tut mir leid, Madam, aber wir haben keinen Gast dieses Namens.«

Bess bestand darauf, dass er noch einmal nachsah. Sein Finger wanderte die Liste von Namen hinunter. »Nein. Ich habe hier keinen Mr. Cadogan.«

»Aber er muss hier sein!«

»Tut mir leid, Madam, nein.« Er klappte das Buch mit einem Knall zu.

Sie blieb mit ihrem Gepäck im Foyer stehen. Was jetzt? Sie versuchte, vernünftig zu überlegen. Eine Stimme riss sie aus ihren Gedanken.

»Vielleicht kann ich Ihnen helfen, mein Kind.«

Der Mann, der sie angesprochen hatte, war groß und weißhaarig und ihrer Schätzung nach etwa im Alter ihres Vaters. »Harris mein Name«, stellte er sich mit einer leichten Verbeugung vor. »Dempster Harris. Ich wohne hier im Hotel. Und wie darf ich Sie nennen, junge Frau?«

Bess nannte ihm ihren Namen. »Mrs. Ravenhart«, wiederholte er und ließ das Wort förmlich auf der Zunge zergehen. »*Enchanté*.« Er küsste ihr die Hand. »Sie müssen meine Dreistigkeit entschuldigen, meine liebe Mrs. Ravenhart, aber ich hörte rein zufällig, wie Sie nach Joe Cadogan fragten.«

»Kennen Sie ihn?«

»Aber gewiss. Der gute alte Joe.« Mr. Harris' rotes gesundes Gesicht verzog sich zu einem Lächeln. »Immer ein Vergnügen, mit ihm zusammen zu sein.«

»Er ist mein Vater«, erklärte sie.

Er sah ein wenig erstaunt aus. »Sie sehen ihm gar nicht ähnlich.«

»Mir wird immer gesagt, dass ich nach meiner Mutter komme. Ich dachte, mein Vater wohnt hier. Wissen Sie vielleicht, wo ich ihn erreichen kann, Mr. Harris?«

»Tja, wir haben uns leider aus den Augen verloren.« Seine Miene drückte Bedauern aus. »Joe ist nach seinem Unfall von hier weggezogen.«

»Unfall?«

»Ja, er wurde von einer Straßenbahn angefahren, der arme Kerl. London ist schrecklich dieser Tage. Man setzt buchstäblich sein Leben aufs Spiel, wenn man nur die Straße überquert. Und Joe – der war das natürlich nicht gewöhnt nach den Jahren da unten in den Tropen.« Er schüttelte den Kopf. »Aber nein, nur keine Aufregung, mein Kind. Er war nur noch ein bisschen angeschlagen, als er aus dem Hotel ausgezogen ist. Vielleicht wollte er irgendwo in die Sonne. Zur Erholung.«

»Ich muss ihn finden.« Ihr Vater würde ihr helfen, sich in dieser dunklen, kalten Stadt ein Zuhause zu schaffen. Sie brauchte ein Zuhause für Frazer.

Er sah zu ihrem Gepäck hinunter. »Sind Sie weit gereist, Mrs. Ravenhart?«

»Ich komme aus Indien«, sagte sie.

»Aus Indien!« Er strahlte. »Davon müssen Sie mir erzählen. Wissen Sie was, wir essen zusammen. Nein, nein, ich bestehe darauf. Und dann werde ich versuchen zu überlegen, wohin unser guter alter Joe verschwunden sein könnte. Beim Essen lässt es sich viel besser denken, finden Sie nicht auch?«

Bess' natürlicher Optimismus meldete sich zurück, als sie im Speisesaal des Hotels beim Essen saß. Sie war ein wenig beschwipst vom Champagner, den Dempster Harris bestellt hatte, und von der verschwenderischen Pracht um sie herum. Seide und Satin der Damen - sattes Karminrot, Saphirblau, tiefes Violett - hoben sich vom Kaki der Uniformen ihrer Begleiter ab. Im Vergleich zur Gewandtheit und Eleganz dieser Frauen hier erschienen ihr die Damen der besseren Gesellschaft in Shimla im Rückblick altmodisch und provinziell.

Mr. Harris lehnte sich auf seinem Stuhl zurück. »Und was sagen Sie zu London, Mrs. Ravenhart? Gefällt es Ihnen hier?«

»Oh, ganz ungeheuer.« Sie lachte. »Vielen Dank übrigens für die Einladung zum Abendessen. Es ist ein Genuss.«

»Das Vergnügen ist ganz auf meiner Seite.« Er hüstelte. »Sagen Sie, Ihr Gatte...?«, erkundigte er sich taktvoll, den Blick auf ihr schwarzes Kleid gerichtet. »Sie haben ihn kürzlich verloren?«

»Ja, mein Mann ist bei einem Reitunfall ums Leben gekommen.«

»Wie entsetzlich ...« In seinen Augen blitzte Interesse auf. »Und nun müssen Sie armes Ding sich ganz allein und ohne Schutz durchs Leben schlagen.« Er drückte ihre

Hand. »Passen Sie auf, wie wär's mit einem Tänzchen, wenn wir hier fertig sind? Das würde Sie aufmuntern. Ich kenne da ein fabelhaftes kleines Lokal.«

Sie entzog ihm ihre Hand mit einer höflich gemurmelten Entschuldigung.

Als sie sich verabschiedeten, hatte Bess die Namen der Freunde und Lieferanten ihres Vaters sowie die Adressen seiner bevorzugten Klubs und Pubs. In dem Zimmer, das sie sich im Hotel genommen hatte, las sie noch einmal aufmerksam die wenigen Briefe, die ihr Vater – der nie ein eifriger Briefeschreiber gewesen war – ihr nach seiner Rückkehr nach England geschickt hatte, um vielleicht einen Anhaltspunkt über seinen Verbleib zu entdecken.

Danach stand sie lange am Fenster. Unten auf den Trottoirs waren noch Leute: ein Soldat mit seinem Mädchen; ein Paar in Abendkleidung, das gerade aus einem Taxi stieg. Ihr Blick glitt von den Straßenlampen, die durch den Nebel schimmerten, zu den massigen Häusern, die in den nächtlichen Himmel hineinragten, und sie wünschte, sie könnte wie ein Vogel über diese Häuser mit ihren Läden und Büros aufsteigen und von einer Londoner Straße zur anderen fliegen, um durch Fenster und Kaminrohre zu spähen, bis sie ihn gefunden hatte.

In den folgenden Tagen fühlte sich Bess an die Schnitzeljagden erinnert, die sie und Jack in Shimla so gern veranstaltet hatten. Die Spur ihres verschwundenen Vaters führte sie von Cafés mit dunkelrot ausgeschlagenen Séparées in Restaurants, wo Kellner in weißen Schürzen mit beladenen Tellern und schweren Bierkrügen hin und her eilten. Sie sprach in roten Backsteinvillen vor und befragte Witwen und Strohvitwen von verblühter Schönheit. Die Witwen sprachen mit Wärme von Joe

Cadogan, ehe sie den Kopf schüttelten und sagten, sie wüssten leider nicht, wo Joe jetzt lebte, aber sollte Bess ihn finden, wäre es nett, wenn sie ihn an die zehn Shilling erinnerte, die sie ihm geliehen hatten.

Sie suchte ihn in Pubs und Wettbüros, wo die einzigen Frauen die Bedienungen hinter der Theke waren und die Männer ihr anzügliche Blicke und herausfordernde Bemerkungen zuwarfen. Sie antwortete schlagfertig und ließ ihren Schleier zurückgeschlagen. Es fiel ihr nicht ein, sich hinter einem schwarzen Netz vor der Welt zu verstecken. Sie fuhr mit Taxis, Bussen und Untergrundzügen und legte Kilometer zu Fuß zurück. Sie fror ständig, ganz gleich, wie viele Mäntel, wie viele Paar Strümpfe und Handschuhe sie übereinanderzog, und fühlte sich immer weniger wohl, als ihre endlose Suche sie in immer schmalere, düsterere Straßen führte.

Auf einem Straßenmarkt in Spitalfields sammelten barfüßige Kinder Äpfel und Kohlblätter auf, die unter den Ständen lagen; ein in zerrissene Lumpen gehüllter Stadtstreicher schlief in einer Tornische.

Bess klopfte an die Tür eines Fremdenheims, das zwischen einem Kürschner und einer Kräuterhandlung lag. Würzige Gerüche aus der Kräuterhandlung überlagerten den Gestank der Straßen und erinnerten sie flüchtig an Indien.

Die Wirtin führte Bess in ein Zimmer im oberen Stockwerk. Ein alter Mann saß in einem Sessel am Feuer; sie erkannte ihn nicht gleich. Dann hob er den Kopf und sah sie lächelnd an.

»Bess«, sagte er. »Meine Bess. Was um alles in der Welt tust du hier, Liebes?«

Der Unfall habe ihm ein wenig zu schaffen gemacht, erzählte ihr Vater, aber jetzt sei er wieder ganz auf dem Damm. Sie glaubte ihm nicht. Seine Haut hatte einen Stich ins Gelbliche, ständige Erinnerung an die Malaria, die er sich vor langer Zeit in Indien zugezogen hatte. Als er hustete, sah sie Blut in seinem Taschentuch. Die Jahre in England hatten ihn ausgezehrt, als hätten Dunkelheit und Kälte ihn seiner Lebenskraft beraubt. Er freue sich unheimlich, sie zu sehen, sagte er; das Leben sei nicht leicht, und die meisten seiner alten Freunde in England seien tot oder hätten ihn vergessen. Die Arztrechnungen hätten ihm den letzten Penny aus der Tasche gezogen, wenn sie ihm vielleicht ein oder zwei Guineen leihen könnte ...

Den Brief, in dem sie ihm von Jacks tödlichem Unfall berichtet hatte, hatte er nicht bekommen. Sie erzählte ihm von der Tragödie, und er sah sie voller Schrecken und Entsetzen an. »Der arme Junge... so jung... ach, meine kleine Bess.«

Als sie sich schließlich von ihm verabschiedete, konnte sie nur mit Mühe das Gefühl der Panik zurückdrängen, das sie beim Anblick ihres Vaters überkommen hatte, der alt und krank in diesem kleinen, kahlen Zimmer hauste.

Zurück im Hotel, nahm sie einen Saphiranhänger und ein goldenes Armband aus ihrer Schmuckschatulle. Sie fand Dempster Harris im Rauchzimmer. »Bitte verzeihen Sie, dass ich Sie belästige, Mr. Harris«, sagte sie, »aber vielleicht können Sie mir sagen, wo ich dieses hier verkaufen kann.« Sie zeigte ihm die beiden Schmuckstücke.

Er zog eine lederne Briefftasche heraus; sie hörte Geldscheine rascheln. »Aber meine liebe Mrs. Ravenhart, das ist doch nicht nötig. Einer schönen Frau wie Ihnen

helfe ich immer gern.« Unter dem Schnauzbart kamen die langen gelblichen Zähne zum Vorschein, als er ihr lächelnd die Scheine hinhielt. »Machen Sie sich bitte keine Gedanken über die Rückzahlung dieses kleinen Darlehens. Es wäre mir eine Freude, wenn Sie mein –«, er suchte nach dem rechten Wort, »mein Hilfsangebot annehmen würden.«

Sie dachte an Frazer. Wie er die Ärmchen in die Höhe reckte, um ihr die silbernen Kämmе aus den Haaren zu ziehen. Wie er im Garten staunend jeden Vogel, jede Blume wahrnahm. Wenn sie das Geld von Dempster Harris nahm, konnte sie Frazer morgen zu sich holen.

Doch sie lehnte ab. Sie würde schon zurechtkommen; sie würde einen Weg finden. Sie brauchte sich nicht auf einen solchen Handel einzulassen.

Dempster Harris seufzte. »Jammerschade. Wir hätten so viel Spaß haben können.« Sein Blick wurde weich. »Sie erinnern mich an ein Mädchen, das ich einmal gekannt habe. Schwarze Haare und blaue Augen wie Sie.«

Mit dem Geld, das sie für ihren Schmuck bekam, mietete Bess ein möbliertes Reihenhäuschen in Ealing. Sie stellte ein Mädchen für den Haushalt und die Wäsche ein und gab im Lebensmittelgeschäft eine Bestellung auf.

Dann schrieb sie an Cora Ravenhart und erkundigte sich nach Frazer. In eine Daunendecke eingepackt, weil ihr so kalt war, ließ sie ihre Gedanken wandern. Sie dachte an ihre Kindheit in Madras, wo ihr Vater beim Militär gedient hatte, und erinnerte sich der Jahre nach dem Tod ihrer Mutter: Nachdem Joe Cadogan beschlossen hatte, sich als Indigopflanzer zu versuchen, waren sie ins Bergland übersiedelt. Aber die Plantage war ein Verlustgeschäft, und sie kehrten in die Gluthitze des Flachlands zurück, wo ihr Vater unter die Kaufleute ging und mit Teakholz,

Mahagoni sowie indischen Baumwoll- und Seidenstoffen handelte. In diesen Jahren zogen ständig irgendwelche »Tanten« bei ihnen ein und wieder aus. Wäre sie Dempster Harris' Geliebte geworden, hätte vermutlich auch auf sie das Schicksal einer dieser »Tanten« gewartet, die nur geschätzt wurden, solange sie hübsch und amüsan waren.

Ein beständiges Zuhause hatte Bess nie gekannt; allzu oft waren ihr Wohlbefinden und ihre Geborgenheit vom Ausgang eines Kartenspiels oder den schnellen Beinen eines Pferdes abhängig gewesen. Das Leben mit ihrem Vater war unsted und turbulent. Manchmal hatte sie den ganzen Schrank voller Seidenkleider, dann wieder saß sie schwitzend über Nadel und Faden, um Kleider, aus denen sie längst herausgewachsen war, weiter und länger zu machen. Kaum ein anglo-indisches Mädchen ihres Alters genoss so viele Freiheiten wie sie. Niemand verbot ihr, durch die Basare zu streunen oder nur in Unterwäsche mit den indischen Kindern zusammen im Bach zu baden. Niemand lehrte sie, dass sie über die derben Witze der Freunde ihres Vaters nicht herzhaft lachen durfte, niemand erklärte ihr, dass sie in Gesellschaft mit gefalteten Händen und gekreuzten Füßen zu sitzen hatte und nur sprechen durfte, wenn sie gefragt wurde.

Sie war bei Freunden ihres Vaters in Shimla zu Besuch, als sie Jack begegnete. In Shimla, dieser pruden kleinen Hauptstadt Britisch-Indiens im Hügelland, wurde sie sich zum ersten Mal der Macht bewusst, über die sie verfügte. Sie merkte, wie die Blicke der Männer ihr folgten, wenn sie, gerade in die Gesellschaft eingeführt, in ihrem geliehenen Putz auf Bällen tanzte oder die Markthalle entlangritt, und all dieses männliche Begehren konzentrierte sich für sie in Jack Ravenharts hungrigem

Blick. Sie heiratete ihn, denn wie sonst sollte sie im Leben vorankommen? Wie sonst sollte sie überleben?

Hatte sie Jack geliebt? Sie war sich bis heute nicht sicher. Sie hatte ihn gemocht. Und sie hatte ihn begehrt. Von Begierde hatte sie bis zu dem Tag, an dem sie Jack begegnet war, nichts gewusst. Einen Menschen zu mögen und zu begehren, hieß das auch, ihn zu lieben? Sie wusste es nicht. Sie wusste nur, dass sie viel darum gegeben hätte, Jack jetzt bei sich im Bett zu haben, sich nur umdrehen zu müssen, um diesem brennenden Blick zu begegnen, mit dem er sie so oft angesehen hatte. Sie dachte daran, wie es gewesen war, wenn er mit den Fingerspitzen die Linien ihres Körpers nachgezeichnet hatte, wie sehr seine Berührung sie erregt und beglückt hatte, wie sehr sie sich nach dieser Erregung und Beglücktheit gesehnt hatte, wenn er nicht da gewesen war.

Sie wischte die Tränen weg. Tränen halfen nichts, an die Vergangenheit zu denken war Zeitverschwendung. Ihr Blick fiel auf den Briefumschlag auf dem Toilettentisch. Manches hatte sie Cora Ravenhart nicht geschrieben: dass ihr Vater krank war; dass sie kein Geld hatte; dass England ganz anders war, als sie es sich vorgestellt hatte; dass es zu kalt war, dass es zu viel regnete, dass sie nicht mit diesen barfüßigen Kindern, diesen armseligen Lumpenbündeln in Tornischen gerechnet hatte.

Als sie auf ihren Brief keine Antwort bekam, schrieb sie einen weiteren. Der erste, sagte sie sich, war wahrscheinlich verloren gegangen; von London nach Indien war es weit. Den ganzen Winter hindurch, während an der Westfront die erbitterten Kämpfe in eine mörderische Sackgasse führten, schrieb sie Cora Ravenhart einen Brief nach dem anderen. Eine Antwort kam nie. Wie die Stadt

unter der Dunkelheit litt, als aus Angst vor Luftangriffen die Straßenbeleuchtung gedämpft wurde, so litt Bess unter den Fragen, die sie quälten. Warum schrieb Cora Ravenhart nicht? Litt Frazer unter der Trennung von seiner Mutter? Er war dreizehn Monate alt gewesen, als sie aus Indien weggegangen war – wie sollte er verstehen, warum sie ihn allein gelassen hatte? Oder war er vielleicht krank? Hatte Mrs. Ravenhart nicht geschrieben, weil sie es nicht übers Herz brachte, ihr schlechte Nachrichten zu übermitteln? Eine kaum erträgliche Spannung staute sich in ihr auf. Die Trennung von Frazer zerriss ihr fast das Herz.

Sie musste Ringe und Armbänder verkaufen, um die Arztrechnungen ihres Vaters, die Miete und das tägliche Leben bezahlen zu können. Jedes Schmuckstück war mit einer Erinnerung verbunden. Der Winter verging langsam, die Kapitel des Buchs, aus dem sie ihrem Vater vorlas, und die Kartenpartien, die sie spielten, markierten seinen schleppenden Verlauf. Nebel und Regen schienen die Stadt einzuschließen, schnitten sie von dem Leben ab, das sie einmal gekannt hatte. In den kältesten Monaten träumte sie von den Affen bei Hanumans Tempel auf dem Jakko Hill. Die Kinder von Shimla hatten sie immer mit Keksen gefüttert. In ihrem Traum rannten die Affen unter lautem Geschnatter endlos durch Kiefern und Geißblatt, und während sie mit ihnen lief, fielen Trauer und Enttäuschung, die sie den ganzen Winter begleitet hatten, von ihr ab.

Immer häufiger träumte sie von Frazer. Manchmal erkannte er sie nicht und wandte sich von ihr ab; manchmal war er merkwürdig verändert, und sie erkannte ihn nicht wieder. Einmal träumte sie, sie käme nach Hause. Als sie Shimla erreichte, fand sie den Bungalow leer; und als sie draußen die Markthalle hinunterblickte, bemerkte

sie einen hochgewachsenen jungen Mann mit strahlend blondem Haar, der sich zu ihr umdrehte und ihr lächelnd Lebewohl winkte, bevor er davonging.

In diesem kalten Land blieben die Haustüren überall geschlossen, die Leute trafen sich nicht wie in Indien auf der Straße und plauderten bis lange nach Sonnenuntergang miteinander. Sie spürte die Missbilligung ihrer Nachbarn an ihrem schmallippigen, kühlen Lächeln und an der Tatsache, dass sie niemals eingeladen wurde. Wenn sie sich einsam fühlte, sprach sie mit dem Mann, der die Straßen fegte, oder mit der Frau, die im Süßwarenladen hinter der Theke stand. In der Straßenbahn unterhielt sie sich manchmal mit Soldaten, die sich, im Krieg verwundet, zur Genesung in London aufhielten.

Im Frühjahr 1915 machte sie sich mit dem Gedanken vertraut, dass ihr Vater nicht mehr lange zu leben hatte. Es war um die Zeit der zweiten Schlacht von Ypern, als die Deutschen zum ersten Mal Chlorgas einsetzten. Wie die gasvergifteten Soldaten kämpfte ihr Vater jetzt um jeden Atemzug. Wenn sie an seinem Bett saß und ihm die Hand hielt, hörte sie das Rasseln seiner Lunge und musste zusehen, wie ihm unerbittlich der Lebensmut und die Zuversicht, die immer ein Teil von ihm gewesen waren, abhandenkamen. Weit besser, bei einem Sturz umzukommen wie Jack, dachte Bess: ein kalter Luftzug, ein schnelles Ende.

Ihr Vater starb am ersten Mai. Die Bäume blühten, und zum ersten Mal seit Bess' Ankunft in England hing ein Hauch von Wärme in der Luft. Nach der Beerdigung sah sie die Sachen ihres Vaters durch: ein Elefant aus Teakholz, eine Messinglampe, ein mit Edelsteinen besetzter Dolch, von dem ihr Vater immer behauptet hatte, ein indischer Fürst habe ihn ihm geschenkt. Die Kleider und das

Bettzeug ihres Vaters mussten verbrannt werden, da er an Tuberkulose gestorben war. Seine Bücher verkaufte Bess an ein Antiquariat, den Teak-Elefanten und den Edelsteindolch an einen Antiquitätenhändler in Belgravia. Sie versetzte mehrere ihrer leichten Sommer- und eleganten Abendkleider - allein in diesem kalten Land würde sie sie ja doch nicht brauchen. Ihre restliche Habe packte sie in einen kleinen Koffer.

Während sie das Haus sauber machte, bevor sie der Wirtin den Schlüssel zurückgab, dachte sie an Cora Ravenhart. *Fenton und ich haben schon seit einiger Zeit vor, Sheldon, Fentons älteren Bruder, in Schottland zu besuchen. Es ist alles veranlasst - wir reisen im April und bleiben den Sommer über in Schottland, wenn alles klappt.*

Sie erinnerte sich an die Fotografie auf dem Sideboard im Haus ihrer Schwiegermutter: Es zeigte den Familiensitz, Ravenhart House, ein großer, grauer Bau, im Hintergrund ragten dunkle Berge auf. »Onkel Sheldons Hütte«, hatte Jack gesagt. »Scheußlich, nicht?«

In der Bibliothek suchte sie Ravenhart auf einer Karte der Britischen Inseln. Sie verfolgte den Weg, den sie zurücklegen musste, bis nach Perthshire in Schottland, von einem Ende der Insel zum anderen. Schreiben würde sie nicht; sie würde Cora Ravenhart nicht vorwarnen. Im Verlauf des langen kalten Winters hatte sich die innere Unruhe zu Misstrauen verhärtet. Sie sah plötzlich Coras Hand im weißen Spitzenhandschuh vor sich, wie sie Frazer über das blonde Haar strich. Diesmal würde sie sich nicht von Cora überreden lassen. Diesmal würde sie ihren Sohn mitnehmen und nie wieder fortlassen.

In Edinburgh musste Bess umsteigen, ehe sie nach Perth, hoch oben im Norden, weiterfahren konnte. Das Land war

zu Bergen und Tälern zusammengeschoben wie ein Stück gefälteltes Tuch. Am Abend erreichte sie Pitlochry und übernachtete in einem Gasthaus. Nach dem Abendessen machte sie einen Spaziergang durch den kleinen Ort. Es fiel ihr schwer, ihre Aufregung zu zügeln. Morgen würde sie Frazer sehen. Morgen würde sie ihren Sohn in den Armen halten.

In einem gemieteten Einspanner machte sie sich am nächsten Morgen auf den Weg. Die Luft war frisch, und es ging ein kühler Wind. Die schmale Straße zog sich in Windungen über Hügel, durch Wälder und um Felsvorsprünge herum. Auf der gewölbten Straße neigte sich der Wagen manchmal so stark zur Seite, dass sie sich an der Rückenlehne der Bank festhalten musste. Jenseits des Flusstals ragten die Berge in die Höhe; wenn die Sonne hinter den Wolken hervorkam, leuchteten sie in ihrem Glanz. Es überraschte Bess, dass sie das Gefühl hatte, nach Hause zu fahren, und dass dieses Gefühl umso stärker wurde, je näher sie Ravenhart kamen. Die Kiefern und das wuchernde Geißblatt in den Hecken erinnerten sie an Shimla.

Endlich zeigte ein Torhäuschen, wo die Einfahrt zum Sitz der Ravenharts von der Straße abschwunkte und über eine gewölbte Brücke durch ein schmales Tal führte. Die Berge standen steil und hoch zu beiden Seiten des Pfads und warfen ihren dunklen Schatten über die ferne Seite des Tals. Ein seichter Bach sprudelte über Geröll, die Weißbirken an seinen Ufern zitterten im Wind. Alles, was sie hier sehe, sagte der Kutscher, gehöre den Ravenharts – und einen Augenblick vergaß Bess, warum sie hier war, und ließ sich von der Schönheit der majestätischen Landschaft beeindrucken. Hier draußen, in dieser grenzenlosen Weite, bekam sie zum ersten Mal seit Monaten richtig Luft.

London hatte sie eingeschnürt, die Lebensfreude aus ihr herausgepresst, hier aber fühlte sie sich frei, wie unerwartet aus der Gefangenschaft entlassen.

Dann lichtete sich der Wald, und Ravenhart House erhob sich vor ihr. Jack hatte unrecht, dachte sie, es ist nicht scheußlich. Es ist wunderschön.

Treppengiebel erhoben sich über Fenstern mit kleinen Scheiben, und an den Ecken der Gebäudeflügel schwebten Türmchen mit hohen konischen Dächern wie aus dem Märchen. Das Dach über den Steinquadern und den verputzten Mauern war aus blaugrauem Schiefer. Buchsbaum und Rhododendron umfriedeten den Garten, und hohe Kiefern bildeten eine dunkle, dramatische Kulisse für das Haus.

Als der Wagen auf dem Kies des Vorhofs anhielt, blickte Bess zu den Fenstern hinauf, als wäre Frazer hinter einem von ihnen zu sehen. Aber da war nichts, nicht einmal der Schimmer einer Bewegung; es war, als würde das Haus nur von seinen Geistern bewohnt. Sie stieg aus und schaute sich um. Ravenhart House schien ihr ein Ort voller Rätsel und Geheimnisse zu sein. Welch alte Schatten und Gespenster, hinter Bäumen versteckt und von Bergen bewacht, hier wohl durch die dunklen Gänge und über die steilen Treppen wandelten?

Sie zog an der Klingel. Während sie wartete, erinnerte sie sich beinahe mit körperlichem Schmerz an Frazers weiche kleine Hand und die Wärme seines Körpers in ihren Armen. Dann durchzuckte sie plötzlich unbändige Freude; vielleicht würde sie ihn sehen, hören, wenn sie gleich ins Haus trat. Vielleicht würde sie ihn rufen, und er würde ihr entgegenlaufen. Natürlich hatte er sich in ihrer Abwesenheit verändert – er war sicher gewachsen, war nun kein Baby mehr, sondern schon ein kleiner Junge, der

laufen, vielleicht auch schon die ersten Worte sprechen konnte. Dennoch, meinte sie, müsste ihm eine Erinnerung an sie geblieben sein, die beim Klang ihrer Stimme oder beim Geruch ihrer Haut wach würde.

Das Hausmädchen ließ sich ihren Namen nennen und führte sie hinein. Die Wände des Empfangsraums waren in dunklem Holz getäfelt; in dem riesigen offenen Steinkamin brannte ein Feuer. Sie konnte nicht stillstehen; sie lief im Zimmer hin und her, und ihr Blick flog von den Jagdtrophäen an den Wänden zu den Möbelstücken, so dunkel wie die Täfelung und so wuchtig und schwer, als gehörten sie in das Haus einer Familie von Riesen. Eine dünne Staubschicht bedeckte Kredenz und Tisch; ein Spinnennetz spannte sich in einem Hirschgeweih; auf der Kredenz und dem Kaminsims standen gerahmte Fotografien von jungen Mädchen in weißen Sommerkleidern und Strohhüten sowie streng dreinblickenden Frauen in Krinolinen und Schutenhüten. Männer in Jagdanzügen mit Gewehren über der Schulter posierten triumphierend hinter einem erlegten Hirsch. Ein Porträt zeigte einen jungen, melancholisch dreinblickenden Mann in der Offiziersuniform des Heeres.

Sie hatte heftiges Herzklopfen, und ihr war so heiß, als hätte sie Fieber. Sie zog die Handschuhe aus und ging zum Fenster. Vielleicht spielte Frazer im Garten. Vielleicht würde sie ihn sehen, ein kleiner weißer Irrwisch im Rhododendron.

Sie hörte Schritte und drehte sich um. »Mr. Ravenhart?«

Sheldon Ravenhart war klein und korpulent. Er wirkte so heruntergekommen wie das Haus, das schütterere graue Haar war ungekämmt, an der Weste fehlte ein Knopf. »Das Mädchen, diese dumme Gans, hat mir Mrs. Ravenhart